Ein Fliegerstückchen.

Von Flugzeugführer Unteroffizier **Wiedemann.**

Es war zur Zeit der serbischen Truppenlandungen in Saloniti, als wir den Auftrag erhielten, diese im dortigen Hafen festzustellen und die Vorwärtsbewegung aufzuklären. Ein trüber Morgen zur Zeit des südländischen Regens. Die Wolken- und Nebelschwaden hingen so recht an den Bergen, als wir vom Flugplatz M. starteten. Durch Ueberwinden einiger Wolkenschichten, die immer ziemlich starke Böen im Gefolge hatten, gelangten wir endlich in des Aethers Blau und nun mußte nach Uhr und Kompaß weitergeflogen werden. Die Orientierung wurde uns noch dadurch erleichtert, daß die höchsten Gipfel der Gebirge über die oberste Wolkenschicht ragten und wir so ganz markante Anhaltspunkte hatten. Es mochten wohl 1¼ Stunde vergangen sein, als wir zu unserer größten Freude wieder unter uns die Erde sahen. Durch ein Wolkenloch sahen wir nun das Wardartal mit seiner ganzen Farbenpracht; wir hatten gerade das Gebirge überflogen und waren im Eingang in das Tal. Nun begann auch schon ein Suchen, Beobachten und Knipsen. Nach weiteren ½ Stunden erreichten wir den wichtigsten Punkt unseres Auftrags: den Hafen von Salonik. Hier unten war ein Leben und Treiben, der ganze Hafen voll von Schiffen. Nun hatten uns die unten auch schon auf dem Korn: die Fl.-A.-Ks. der Kriegsschiffe, die im Hafen lagen. Schrapnellwölkchen tauchten auf, zuerst nur einzelne, dann immer mehr und mehr. Aber meine „Kiste" mit dem unverwüstlichen „Mercedes" hielt wacker durch, wenn auch manche Bö, die von der Explosion der Schrapnelle herrührte, sich nicht gerade angenehm fühlbar machte. Wir ließen uns in der Ausführung unseres Auftrages auch durch gar nichts stören, und als wir längere Zeit über dem Hafen getreuzt hatten, gab mein „Franz" das Zeichen zum Weiterflug an der Bahnlinie Salonik—Toptschin—Verria, um dort die großen Truppenbewegungen, die sich nordwärts bewegten, aufzuklären.

Kaum hatten wir Toptschin überflogen, als von dort ein feindliches Geschwader auf uns losgelassen wurde. Mein „Franz" verständigte mich davon, und ich wußte nun sofort, was meine Feinde planten. Mein Mercedes mußte nun sein denkbar Möglichstes leisten, um den eigenen Linien wieder näher zu kommen, denn ein Kampf weiter als 180 km. in Feindesland ist tunlichst zu vermeiden. Ueber Niausta verlegten uns die Gegner den Weg, und so mußte mein „Franz" den ungleichen Kampf annehmen, denn von Norden her waren wir ebenfalls abgeschnitten. So wollten wir uns wenigstens schlagen bis zum letzten und unser Fell so teuer wie möglich verkaufen. Es begann ein nervenpeitschender Kampf. Die Maschinengewehre ratterten. Ein sekundenlanges unentschiedenes Hin- und Herschießen. Ein Einschlagen der Kugeln in der Maschine, als plötzlich der Franzose wie getroffen abschwamm. Aber im selben Augenblick griff auch schon ein zweiter französischer Rumpfdoppeldecker, der sich sehr geschickt von hinten unten an mich herangearbeitet hatte, in den Kampf ein. Nun begann der Kampf von neuem. Ein Aufschlagen von einem Treffer und meine Maschine war in eine Rauchwolke gehüllt. Der Rauch stammte von der bei unseren Gegnern so gern angewandten Explosiv-Munition mit Ausströmen giftiger Gase. Ich riß sofort die Maschine herum und stellte mich wieder zum Kampf. Aber die feindliche Maschine war der meinen an Schnelligkeit und Wendigkeit überlegen, und so gelang es dem Gegner, mir öfters in den Rücken zu fallen. Da, ein Knall, und wieder waren wir in eine Rauchwolke gehüllt. Gleich sollte ich auch wissen, daß mein Motor den Todesstoß bekommen hatte, und zwar waren Wasserpumpengehäuse und Benzintanks schwer beschädigt. An ein Weiterfliegen und -kämpfen war nicht mehr zu denken. Ich verständigte rasch meinen Beobachter, und nun begann etwas, das für die Flugzeugbesatzung wohl das Schrecklichste ist: Unsere Kamera mit all den wichtigen Aufnahmen mußte über Bord geworfen werden, um nicht in Feindeshand zu fallen. Sie zerschellte elendiglich an den Felsen Griechenlands.

Ich lenkte nun meine Maschine in Sturz- und Gleitflug nach dem nordwestlich von Niausta gelegenen Gebirge und landete hier auf dem zerklüfteten, 1200 m hohen Kamm. Durch großes Glück und auch etwas Geschicklichkeit meinerseits blieben bei der Landung unsere Knochen ganz. Auch jetzt ließen unsere Feinde noch nicht ab von uns, sondern schossen immer noch, als wir kurz entschlossen darangingen, die optischen Instrumente und die Maschine selbst in Brand zu stecken. Auch nicht ein ganzes Stück sollte in Feindeshand fallen.

Mein Beobachter bemerkte nun, daß vom Fuß des Berges in etwa 400 m Entfernung eine Schützenlinie auf uns zukam. Nun war es aber die höchste Zeit für uns, zu „verduften". Durch die Explosion der in der brennenden Maschine zurückgelassenen M.-G.-Munition stockte die Vorwärtsbewegung der feindlichen Schützen, und wir gewannen dadurch kostbare Sekunden, um in den zerklüfteten Felsen ein Versteck zu suchen. Wir wollten hier die schützende Nacht abwarten, um unsere Flucht fortsetzen zu können. Aber die Sache ging anders als wir planten. Nach etwa 20 Minuten hörten wir Motorgeräusch und mit unserem Doppelglas (das wir natürlich mitgenommen hatten und das uns noch oft gute Dienste leistete,) konnten wir bald einen französischen Rumpfdoppeldecker erkennen, der auch zum Landen ansetzte und dabei „Bruch klopfte". Nun mußten die feindlichen Schützen dem Franzosen Hilfe leisten. Dies benützten wir wieder dazu, uns einen besseren Schlupfwinkel zu suchen, denn einige aus der Schützenlinie waren jetzt schon in beträchtlicher Nähe bei uns angelangt. Wir konnten ganz deutlich Laute vernehmen. Es waren gerade keine angenehmen Sekunden. Wir krochen nun in der Schlucht langsam nach Osten und entdeckten in etwa 100 Meter Entfernung grünes Gestrüpp. Dieses machten wir uns sofort zunutze, indem wir unsere Körper damit verkleideten. Plötzlich vernahmen wir wieder Motorgeräusch, und wir sollten bald darüber aufgeklärt werden. Ein Farman-Doppeldecker wurde alarmiert. Vorne im Rumpf saß ein Beobachter mit Doppelglas. Er kreuzte gut zehnmal in ganz geringer Höhe über unserem Landungsplatz, wohl die entflohene Besatzung suchend, doch vergebens. Er hatte uns doch nicht als „lebendes Gestrüpp" vermutet, und so waren wir glücklich auch dieser Gefahr entronnen. Wir weilten noch eine halbe Stunde auf unserm Beobachtungsposten, als von Süden her schwarzes Gewölk kam, und kurz darauf sehr starker Regen einsetzte, gerade wie mit Kübeln geschüttet. Nun konnten wir ungesehen über die neugriechischen Berge unsere Flucht antreten.

Wir wußten von unserer Aufklärung her, daß die Bahnlinie Salonik—Modena sehr stark besetzt war, daher wählten wir den weiteren Weg um den Ostrowo- und Petersko-See herum. Nach zwei Tage langem, schwerstem Marsch bei strömendem Regen über das weg- und steglose unwirtliche Gebirge, zwischen Wolken und Nebelschwaden, erreichten wir die Bahnlinie Efschisu—Sorowitsch, nachdem wir oft unter großer Lebensgefahr Flüsse durchschwammen, die durch den anhaltenden Regen zu ganz beträchtlichen Gebirgsströmen angeschwollen waren. Diese Bahnlinie zu überschreiten, konnten wir nur nachts wagen, denn sie war zu der Zeit schon von den Franzosen besetzt, und so warteten wir an einem einigermaßen geschützten Ort die Nacht ab. Aus dem gereiteten Rucksack, den wir abwechslungsweise mitschleppten, entnahmen wir hier eine Konservenbüchse, um uns etwas zu stärken. Aber der nie versiegende Durst und die Aufregung ließen keinen Appetit aufkommen. Wenn wir vorher dachten, bei Nacht sei die Strecke ruhig, so hatten wir uns sehr getäuscht. Wir mußten zu unserm größten Erstaunen wahrnehmen, daß die ganze Strecke mit Scheinwerfern abgesucht wurde und ziemlich stark besetzt war. So suchten wir eine möglichst schwach besetzte Stelle, an der es uns auch gelang, hinüberzukriechen. Aber kaum hatten wir den Bahndamm hinter uns, als ein Signal gegeben wurde, und sofort spielten an unserer Uebergangsstelle die Scheinwerfer wieder. Diesmal waren wir aber sicher geborgen, denn wir verschwanden gleich in einem Sumpf, der durch die Regenperiode ziemlich hohes Wasser hatte. Als einigermaßen gute Schwimmer konnten wir uns über Wasser halten, und spürten nach etwa zehn Minuten wieder festen Boden unter den Füßen. Nichts ahnend, schritten wir Efschisu zu. Der Tag fing langsam an zu grauen. — Ein Schuß. — Noch einer. — Nun kam uns wieder das zerklüftete Gebirge sehr zu statten. Ein Trompetensignal verriet uns die Alarmierung der dort lagernden feindlichen Truppen. Wir konnten einige Minuten später Stimmengewirr hören, ohne etwas zu sehen, denn wir hatten uns in einer Felsspalte eingezwängt und verbrachten dort bange Minuten. Nach und nach wurde es wieder ruhig. Wir krochen aus unserem Versteck und setzten unsere Flucht auf dem Bauche kriechend durch junges Getreide fort bis zum Berggipfel. Jetzt stellte sich bei uns große Müdigkeit ein. Aber an ein Ausruhen war hier nicht zu denken, so unter freiem Himmel, bei strömendem Regen. In menschliche Behausung einzutreten, war unmöglich, da in dem hohen Gebirge kein menschliches Wesen sich aufhält. Es gibt dort höchstens wilde Hunde, die von ganz ansehnlicher Größe sind, und sich nicht scheuen, verirrte Menschen anzufallen. Oefters mußten wir uns dieser Bestien mit unserer Pistole erwehren.

Wir schleppten uns nun so langsam weiter, uns immer auf den Gebirgskämmen und in den Schluchten haltend, von dem Wasser der Pfühen und der Höhlungen der Steine unsern furchtbaren Durst löschend, bis wir zu unserer größten Freude in einer Schlucht eine menschliche Behausung fanden. Diese bestand aus einem Raum, der aus Lehm und Zweigen zusammengefügt war, und der den Ziegenhirten als Unterschlupf diente. Die Oeffnung war so klein, daß man sich auf dem Bauch liegend durchzwängen mußte und so erst in das Innere gelangen konnte, das nun erst recht ärmlich war. In den Ecken waren noch Ueberreste vom Feuer, auch etwas Reisig lag dabei, das wohl das Ruhelager des Hirten darstellen sollte.

Diese Unterbrechung des Marsches sollte nun fast unser Verhängnis werden, denn alsbald überfielen meinen Beobachter und mich Schüttelfrost und Fieber. Wir lagen nun so da und fieberten. Wie lange, konnten wir nicht feststellen, als ich plötzlich aus dem Fieber erwachte und vor der Hütte ein Keuchen und Bellen von Hunden hörte. Ich sah nun, gerade nicht zu meiner Freude, vier riesige Köter vor der Oeffnung. Ein menschlicher Pfiff, und das Bellen verstummte. Ich kroch durch die Oeffnung hinaus und befand mich einem griechischen Hirten gegenüber, dem ich klar zu machen versuchte, daß ich „germanski Aeroplanski" sei und nach dem Tscherna-Fluß suche. Der Hirt war auch sehr nett und erbot sich, uns den Weg zu zeigen zum nächsten Dorf, das nur sehr wenig entfernt sein sollte. Unter Aufbietung unserer letzten Kräfte schleppten wir uns dann auch weiter, bis wir zu unserer größten Freude zu unseren Füßen einen Fluß und an diesem ein Dörfchen gewahrten. Das Flüßchen schien uns bekannt, und in der folgenden Nacht kamen wir unbemerkt durch die feindlichen Linien. So wurden die Franzmänner schließlich doch betrogen.

Im Bereich der Sommeschlacht.

Von **Albrecht Wirth,** Kriegsberichterstatter.

Eines schönen Abends kam ich zu einer Division. Der General, früher Lehrer an der Kriegsschule und Prinzenerzieher daher von sorgfältiger, fast peinlicher Höflichkeit. Sein Adjutant überschäumend herzlich. Zu diesem bildet wiederum einen malerischen Gegensatz ein holsteinscher Graf, Vetter eines Botschafters, bezaubernd durch seine germanisch fadengerade Nase und einen überaus feinen ungewollten Humor, früher Hofmarschall, dabei einer der schlichtesten, natürlichsten Menschen, die ich je geschaut. Auch mit der Sanitätskolonne freundete ich mich an. Da war ein stiller Bund der „alten Hunde", äußerst vergnüglich und von deutscher Gefühlswärme. Man konnte sich an Schach laben und Doppelkopf, hierauf ein rührendes Bild — Vater und Sohn, zwei Hannoveraner, beide bei einer Munitionskolonne, der Sohn dem Vater dienstlich unterstellt. Wir spielen Karten mit einem Hamburger Rittmeister, Schwiegersohn von Woermann. Nun schlägt die Stunde, da die Kolonne durch Bomben und Granaten, in sternloser Nacht über zahllose Trichter stolpernd, nach den vorderen Linien muß.

Mörderische Kämpfe zwischen Deutschen und Engländern.

Der Sohn, der inzwischen schnell etwas Schlaf genossen, wird gegen Mitternacht geweckt. Der Vater kümmert sich um seine ganze Ausrüstung; jede Kleinigkeit kann von Bedeutung sein. Dann ein fester Händedruck, und der von Eifer brennende Junge verschwindet in der Dunkelheit. Er ist, eben gerade dem Gymnasium entronnen, einer der durchaus noch nicht ganz Seltenen, die über den Krieg jauchzen, die sich mit ganzem Herzen ihm weihen, die ihn begrüßen wie der Bräutigam die Braut, die sich gar nichts Schöneres und Herrlicheres denken können als den Krieg. Den begeisterten jungen Krieger habe ich später im Unterstande wiedergesehen und konnte dem Vater willkommene Kunde bringen.

In einem nahe gelegenen Unterstande habe ich zwei wunderschöne Tage und Nächte verweilt — man schläft nirgends so prächtig wie in einem trockenen, halbwegs vor Zug geschützten Unterstande — und habe dort eine richtige große Schlacht und ein blendendes Fliegergefecht erlebt. Die Insassen waren Sachsen: der in Rennkreisen wohlbekannte Hauptmann F. und Assessor Sch. Letzteren brauche ich nicht zu schildern, das besorgt er am besten mit seinem schönen Gedicht, dem

Anmarsch zur Sommeschlacht

Bei strömendem Regen
auf grundlosen Wegen
zogen wir vorwärts. Ob heut oder später
wir nach vorne geworfen in das Schlachtengezeter,
wußten wir nicht.
Von fern nur grollte dumpf die Schlacht
wir ritten schweigend durch die Nacht.—
Ein Motorrad knattert, der Fahrer springt ab:
„Ist das etwa der Abteilungs-Stab,
den ich suche?" Wir sind's.
Die Richtung liegt fest,
Wir reiten durch manches französische Nest
voll deutscher Soldaten.
Schwer beladen
kommen uns viele Kolonnen entgegen
schweigend zieht alles auf schlammigen Wegen. —
Beim Divisions-Stab gibt man uns kurz die Lage:
schwer waren die eben vergangenen Tage,
die Gruppe liegt dort, die Batterien stehen hier,
schnell zeigt man uns alles auf dem Papier.
Dann geht's wieder weiter.
Ein Stück Wegs noch zu Pferd,
Einschläge links —, rechts —, wohin man hört,
Kracht's. — Wir steigen vom Gaul,
bis zu den Knöcheln im Schlamm
ziehn wir nach vorne auf dem Straßendamm.
Dann geht's querfeldein —
Granatentrichter und Schützengräben,
Drahtverhaue, Batterien daneben,
Alles wirbelt, strudelt, blitzt und kracht,
so schreiten wir weiter durch die grausige Nacht.
Solange wir nun schon hier draußen
als abgebrühte Krieger hausen,
die Somme-Schlacht ist einzig. —
Vorwärts, nur vorwärts unerbittlich
zwingt uns der stolzen Pflicht eisern Gebot,
„Vorwärts!" befiehlt es, in Sieg oder Tod.

Gleich nach Anbruch der Nacht wurde ein Angriff der Franzosen auf die Südspitze des St. Pierre-Vaast-Waldes gemeldet. Sofort wurde Sperrfeuer von acht Batterien befohlen. Es war ein wundervolles Schauspiel, wie die dunkle Nacht von dem Lärm der Batterien durchtost und von sehr zahlreichen Leuchtkugeln durchstrahlt war. Wir standen auf einem kleinen Hügel und freuten uns des farbigen Anblicks. Das Dröhnen und Drometen machte einem das Blut sausen. Man hatte das Gefühl: hinaus, vorwärts, mitziehen, mitstoßen, drauf auf den Feind! Nach kaum einer Viertelstunde war der Durchbruchsversuch der Franzosen, der sich zu einer bedenklichen Sache hätte auswachsen können, dank der Aufmerksamkeit unserer Artillerie im Sperrfeuer erstickt. Aber mit solchen Viertelstunden ist es, wie mit manchen Sekunden beim Bekletern eines Dolomitenfelsens oder beim Skilauf über eine steile verharschte Ecke: Gewiß nur Sekunden! Allein es gehören Jahre des Lernens dazu, um über diese Sekunden glücklich hinwegzukommen. Es ist sehr leicht, den Befehl zu geben: Sperrfeuer auf Punkt soundso, indessen, es gehören Wochen angestrengtester Arbeit dazu und eine ununterbrochene Reihe von Gefahren, um den Befehl wirksam zu gestalten. Erstlich muß die Lage einer Batterie günstig ausgewählt sein, sodann muß sie sich einschießen, dazu ist die Hilfe von Fliegern und eines Beobachters notwendig. Ich bekam jetzt erst eine Vorstellung davon, was für übermenschliche Anspannen an einen solchen Beobachter gestellt werden. Er muß in die vorderste Stellung in der Nacht unter dem Plitsch und Platsch der Geschosse nach den vordersten Linien, wobei er beständig Gefahr läuft, sich zu verirren oder gar unversehens dem Feinde in die Arme zu laufen. Dann sucht er kümmerliche Deckung in einem der Trichter, die von den ganz schweren Geschossen in den Erdboden eingewühlt werden. In einem Loche, das einen Radius von vielleicht eineinhalb bis zwei Metern hat und zwei bis drei Meter hoch ist, muß er mit drei bis vier Gefährten 24, ja sogar gegebenen Falles 48 Stunden ausharren. Die Trichter sind in jetziger Jahreszeit fast immer mit Wasser gefüllt. Der unentwegte Beobachter ist daher sogar einen oder zwei Tage ununterbrochen bis an die Knie im eisigen Wasser. Ein Dach über ihm gibt es nicht, höchstens eine Zeltbahn, aber auch die ist sehr oft nicht vorhanden. Essen von rückwärts bekommt er während dieser schrecklichen Stunden überhaupt nicht, und auch seine Nachbarn in den Schützengräben bekommen es nicht immer, und wenn, dann stets kalt gestellt. Die ständige Gefahr, die dem Beobachter von allen Seiten droht, ist für sein Gefühl noch das geringste. Kälte und Nässe und Hunger lassen eine Erkenntnis der Gefahr fast gar nicht aufdämmern. Nun ist aber der Mann nicht etwa da draußen, um zu frieren und zu hungern, nein, er hat eine Aufgabe zu erfüllen. Er soll jede kleinste Bewegung des Feindes erforschen und dann durch den Draht oder, da der Draht sehr oft zerreißt, durch einen Meldeboten aus seinen Begleitern nach hinten übermitteln. Er soll außerdem die Wirkung unserer Geschosse ausfindig machen. Ich kann natürlich nicht alles so ausführlich schildern, wie das Leben und Treiben eines Beobachters ist, und dabei ist dessen Tätigkeit nur ein einziger Ausschnitt, nur ein Bruchteil der Gesamtarbeit, die für die kraftvolle Beschießung einer Viertelstunde notwendig ist.

Als die Schlacht von neuem begann, strebte ich sofort wieder aus dem Unterstande heraus, um mich neuerdings dem Rausche der Ohren und Augen hinzugeben. Aber Leutnant Schw. zog mich am Aermel zurück und meinte: „Es ist viel unterhaltender für Sie, einmal zuzuhören, wie eine Schlacht geleitet wird. Und nun wurde ein Telephonkrieg tief unter der Erde zwischen ihm, dem Artillerie-Offizier, dem Verbindungs-Offizier und dem Batterieführer eröffnet. Ein Krieg, der stundenlang andauerte, und der mich in maßloses Erstaunen setzte. Ueber die Einzelheiten muß ein Schleier geworfen werden.

Im ganzen war ich drei Tage in unmittelbarer Nähe des sagenhaften St. Pierre-Vaast-Waldes. Schaute von einer Höhe durch das Scherenfernrohr in die feindlichen Stellungen hinein und lernte das berühmte Mäuschen und seine vorgeschobenen Stellungen gründlich kennen. Ich erinnere mich noch mit besonderem Dank an die vielen und warmen Freundschaftszeichen, die mir der Kommandeur des Artillerie-Regiments . . ., v. Cr., erwies. Unter anderen stellte er mir die schönsten Pferde zur Verfügung. Darüber darf ich vielleicht hier ein kleines Urteil einschalten. Ich habe sechs verschiedene Pferde geritten und fand, mit einer Ausnahme, daß alle noch so frisch waren, als wären sie gestern erst ins Feld gesprengt. Sämtlich standen sie vorzüglich im Futter. Nur sehr wenig Krankheiten, die Mauke schon durch die beständige Feuchtigkeit ausgeschlossen, nur gelegentlich Kolik. Dann sind die Pferde leider, leider, leider, wehrlos gegen Gasangriffe. Am letzten Morgen war heiteres, ungemein sichtiges Wetter. Das dümmste ist nun allerdings, daß man gerade, wenn die Sonne lacht, aus dem Unterstande nicht heraus darf, während man in schwerem giftigen Nebel sich geruhig, wenn auch nicht gerade mit Herzenslust ergehen kann. Ich ging eine kleine Stunde zu Fuß über den glücklicherweise schwach gefrorenen Lehm und hatte dann Glück. Erstens war ich Zuschauer einer Fliegerschlacht, wobei zwei aus Norden hergeflogene Engländer von drei unserer Luftvögel in die Flucht geschlagen wurden und fand dann einen Leutnant mit zwei köstlichen Pferden, von denen ich eins erklimmen und damit in das Standquartier zurückreiten durfte.

Der Kommandeur, ein munterer, famoser Schlesier, der früher selbst ein Gestüt hatte, hielt in seinem ganzen Regiment auf gute Pferde.

Da ich zum ersten Male draußen war, mögen einige allgemeine Betrachtungen verstattet sein. Nachdem ich zweieinviertel Jahr mit dem größten Anteil alle Nachrichten aus dem Felde verfolgt hatte, fand ich, daß man sich von dem Kriege doch schlechterdings nicht entfernt eine Vorstellung daheim machen kann. Die Anstrengungen und Entbehrungen in den vordersten Linien sind auch viel größer, als mancher ahnt.

Dagegen ist die Stimmung weit besser, stellenweise geradezu lustiger, als man dachte. Ganz vorzüglich ist die Manneszucht, sie ist unvergleichlich viel strammer, als am Stachus oder Potsdamer Platz. Gewiß, es gibt Leute, die sich heim sehnen, aber viele hängen an dem farbigen, abwechslungsreichen Kriegsleben mit allen Fasern und Jasern. Durch die Bank hörte ich, daß das Fliegerwesen eine immer steigende Bedeutung beansprucht und daß es sich bei uns blendend entwickelt hat. In der Artillerie sind uns zwar die Feinde zahlenmäßig überlegen, aber diesen Vorsprung macht die Güte unseres Materials und Genauigkeit des Schießens der Artillerie mehr als weit. Die englische ist allerdings sehr zahlreich, aber sie ist erheblich schlechter als die französische.

Der Bericht wäre unvollständig, wenn ich nicht noch erwähnte, daß ich einen überaus anregenden Abend bei Kronprinz Rupprecht verleben durfte.

— Die Zeit zum Handeln, — die verschwenden wir zum Fertigwerden; aber die günstigen Augenblicke der That warten nicht auf unsere Langsamkeit.

Mayer mit den silbernen Rippen.

Von **Georg Queri.**

Im Westen, Februar.

Stabsarzt B. stellte mir den Landwehrmann Sebastian Mayer — den „groben Mayer" — vor, dessen letzte Tat von gestern war: da hatte er einen lang gesuchten Hühnerdieb auf frischer Spur ertappt, festgenommen und wegen eines dummdreisten Bestechungsversuches nach den rauhen Friedensbräuchen seiner Algäuer Heimat behandelt.

„Ich hab' ihm blos den falschen Glauben ausgetrieben," bekannte Mayer, „daß einer wegen zwei silberne Rippen kein Mannsbild mehr is!"

Tatsächlich lief Mayer mit zwei silbernen Rippen im Felde herum und war trotzdem ein ganzes Mannsbild geblieben. Die Front hatte ihm nach einem bösen Strauß den Rippenersatz eingebracht, aber er blieb bei der Truppe und war auch hinter den Gräben der brauchbare und praktische Mensch, als der er in Friedenszeiten sich zu Ansehen und Wohlstand aufgeschwungen hatte. „Die Leut' sagen," meinte er mit Hinsicht auf seinen gangbaren Namen „der grobe Mayer", „die Leut' sagen, daß ich kein Feiner nicht bin. Das kann schon sein — wenn man in Friedenszeiten immer ein paar hundert Mann unter sich hat, und lauter Zimmerleut', das sind auch net die Extrafeinen. Da wird man schon langsam ein bißl grob, und dann lernen sie die fünf Finger fürchten, weil sie mir halt gern ausrutschen." Damit aber ist die Biographie meines Landwehrmannes noch keineswegs beendet. Es muß betont werden, daß er vor dem Krieg in der Schweiz ein großes Zimmereigeschäft betrieb und in den kritischen Tagen sofort zur Fahne eilte. Er war trotz seiner einträglichen Schweizer Verhältnisse ein guter Algäuer und ein guter Deutscher geblieben, und daran änderten auch die zehn Monate Festung nichts, die ihm seine vollblütige Art einmal beim Kommiß eingebracht hatte. Fällt ihm auch gar nicht ein, die Sache von damals irgendwie in einen Schleier zu hüllen — „jawohl, zehn Monat Oberhaus," bekräftigt er und schlägt an die zwei silbernen Rippen seiner Brust.

Aber dann klirrt allerhand daneben, das Eiserne Kreuz und drei bayerische Auszeichnungen dazu, die silberne und die goldene Tapferkeitsmedaille darunter.

Es ist ja wohl nicht der allerbiegsamste Stoff, aus dem man die Helden macht.

Braver, ehrlicher Grobian, du bist schon vom rechten Holze.

Seine schönste Kriegstat liegt schon ein Jahr zurück. Die Kompagnie lag am elsässischen Grenzrain, irgendwo zwischen Diedolshausen und Markirch, und bekam alle Tage von einer schweren Batterie des Feindes ausgiebiges Feuer.

Sie war wie in Teufels Kittel versteckt und unsere Geschütze fanden sie nicht. Wir beschossen hauptsächlich eine Kiesgrube, in der wir sie vermuteten, aber auch nach den kräftigsten Ladungen arbeitete die Batterie weiter und blieb die Gefahr, die sie gewesen war.

Damals war der grobe Mayer schon ein vielgenannter Patrouillengänger, und der Oberstleutnant verhandelte kurzweg direkt mit ihm. „Mayer, Ihnen weiß ich was Gutes!"

Und der Landwehrmann reißt die Augen groß auf, denkt an allerhand Vorkommnisse des Kommißlebens — an die saubere Festung Oberhaus nicht zuletzt — und sagt rundweg, wie ihm die Sprache nun einmal gebaut ist: „Wenn's was Gutes is — da hat mich der Herr Oberstleutnant noch nie holen lassen!" Aha, wenn man beim Kommiß zitiert wird, so geschieht das nicht immer der angenehmsten Dinge wegen.

„Die Batterie müssen wir herausbringen, Mayer!"

„Ja," recht kopfschüttelnd kommt das heraus, „die find' ich gewiß!"

„Doch, doch, auf Sie verlassen wir uns. Mayer, suchen Sie die Batterie!"

Zwei Nächte wartet der Landwehrmann ab. Erst in der dritten ist ein richtiges Vogesenwetter mit Schnee und Regen und Sturm dazu, „wie's der Teufel am liebsten hat". Es ist auch recht dunkel, aber man kann einem Baum noch ansehen, daß er ein Baum ist — also los. Man tät bei dem Wetter schon wirklich keinen Hund strafweise hinausschicken — gut, sehr gut, so wird sich der Herr Franzos auch nicht gern im Freien aufhalten.

Aber in der ersten Linie halten's seine Posten doch mit der Pflicht, wenn sie das Umherstehen auch überflüssig finden und sich die Zeit durch ungeniertes Plaudern vertreiben. „Sollen sie plappern, die Französerl, sollen sie nur plappern! Ich will ihnen die Zwiesprach net stören!" Doch stört er sie: wie er sich über den Graben schwingt, gibt's ein Geröll — muß denn das gleich am Anfang schon sein!? Und der Posten ruft schon: „halte la!" Nix halt la, hab' ich mir denkt, du dummer Franzos, du kannst mir den Buckel runterrutschen, du Malefiz . . ." Ich muß hier von der Mayerschen Ausdrucksweise wesentlich abweichen — gehen wir lieber weiter. Der Franzose ist's unterdessen ja auch zufrieden und hat sich eben getäuscht, wie das auf Posten vorkommen kann.

*

Vor der zweiten Linie trifft Mayer auch Gepappel, aber man hört's nur ganz schwach, weil es furchtbar stürmt. So ist's richtig, ein schönes Stürmle, wie für Dieb und Räuber. Ganz gemütlich kann man über diesen zweiten Graben gehn. Und jetzt ist man wohl überhaupt viel sicherer dran — wer sucht in dieser Gegend und bei diesem Wetter einen deutschen Landwehrmann? Ruhig stapft der Kundschafter weiter. Es kommt noch ein Graben, aber in dem scheint überhaupt nichts los zu sein. „nicht einmal „Gepappel", und jetzt müßte bald die Kiesgrube kommen, in der unsere Granaten den Feind immer gesucht haben.

Um keine zehn Schritte ist der erfahrene Patrouillengänger von seinem Weg abgekommen — die Kiesgrube ist pünktlich da, wo er sie suchte und leer ist sie auch, „daß weiß ich ganz gewiß, weil ich hinuntergefallen bin in der Dunkelheit."

Da lag er also in Schnee und Dreck und greifbarer Nacht, blieb ein Weilchen mäuschenstill und horchte die Umgebung ab, ob ihn wohl der Abrutsch verraten habe. Nein, nicht verraten; und kein Geräusch außer einem feinen Schneegerieſel. Die Kiesgrube ist überhaupt völlig leer, kein Mensch und erst recht keine Batterie. Er sucht und sucht und freut sich dabei, daß der Schnee immer dichter kommt und sich auf seine Spuren legt. Und dann beginnt plötzlich wieder ein Nassauer von Gießbachgüte, der alles in Brei verwandeln will.

Ja, aber wo steckt eigentlich die Batterie? „Ich hab doch dem Herrn Oberstleutnant net mit der leeren Kiesgrub'n kömmen können!"

Er krabbelt vorsichtig aus der Grube und steigt höher, um besser lauschen zu können. Und: „papperlopapppappelar papp", sagt sein mündlicher Bericht, „da hör' ich sie schon wieder französerln, daß es grad' eine Freud' is. Die können ihr französisches Maul auch bei der Nacht nicht halten — mir is's ja recht." Und er kriecht also dem Geplauder nach und findet so eine Art Blockhaus. Es hat eine Tür, und diese Tür hat einen Ritz, aus dem ein Licht schimmert. Da sind also Soldaten, und die Soldaten können Kanoniere sein, und wenn sie's sind, dann ist die Batterie auch nicht mehr weit.

Eine wüste Kriecherei in Schnee und Dreck, fade Liegepausen, Horchen und sich vorsuchen in der Dunkelheit. Jetzt — — das könnte so etwas wie den Zuweg zu einer Geschützstellung bedeuten. Kein Schnee, viel Furchen und Tritte im Dreck.

Und dann ein Geschütz! Ziemlich tief eingebaut ein Geschütz.

„Ich hab' die Mündung mit der Hand erreichen können und hab' g'fingerlet und g'fingerlet — ja, das ist ein schweres Geschütz. Aber zwei hat man mir g'sagt — wo is das andere?! Ich kriech einmal rechts von dem einen umeinand', da is aber nix; dann kriech' ich links, und da hab' ich's nur dreißig Schritt weiter gefunden. Juhe, sind schon da, alle zwei Geschütz!"

Ja, wenn nur jetzt die Aufgabe schon bis zum Ende gelöst wäre! Aber jetzt heißt's genau feststellen: wo stehen die beiden? Die Kiesgrube wird immer den besten Anhaltspunkt geben, und Mayer packt die Sache jetzt an wie beim Exerzieren: er richtet sich auf und geht mit richtig abzählenden Schritten der Grube zu. („Ich hab' mir halt denkt", sagt der grobe Mayer, „verreckt ist wie derfror'n . . .") Genau 222 Doppelschritte. „Und fünfzig Doppelschritt sind bei mir 200 Meter, da kann ich darauf schwör'n; jetzt hast es alles beinand', jetzt kennst dich aus, Mayer!" Er besinnt sich noch am Fleck auf alle Einzelheiten, die zu melden sind — nein, er hat nichts vergessen, und es kann wieder zurückgehen.

Und wieder Regen, Schnee und Sturm, und die Sache macht sich bis zum französischen Vorposten ganz glänzend. Aber dann kommt eben zu guter Letzt das Malheur: „Halte!" schreit's plötzlich, zum Greifen nah. „Ich hab' nix g'sagt, ich bin halt liegen blieb'n. Ich bin so nah bei ihm g'wesen, daß ich ihn bei die Füß hätt packen können. Fast wär' ich auf ihn n'aufgrumpelt. Und der Posten sagt nix weiter und ich tu' kein Schnaufer, aber der Kerl geht mir einfach net vom Fleck — was willst da machen!?"

„Und dann bin ich ganz langsam in meinen Stiefelschacht g'fahren und hab' mir mein Messer g'holt . . ."

„. . . und hat net mehr schreien können und das warme Blut is mir durch die Finger durch g'laufen . . ."

„Dann bin ich durch den sulzigen Schnee weiter, und da passiert mir das Allerdümmste: die Unseren schießen! Giebt's nix als Liegenbleiben und sich das Schneewasser von einem Hosensack in den anderen rinnen lassen. Und halt abwarten. Und dann haben 's doch auf'g'hört, und dann bin ich an den Graben hin. Schreit schon wieder einer: halt, wer da! — aber ich gleich: dein Maul haltst, sonst fangst eine!"

„Und drei Täg lang bin ich schön kaput g'wesen, das därf man glauben. Da, wenn man den Rheumatis' net kriegt!"

„Und die beiden Geschütze?"

„Am andern Tag sind sie zusammengeschossen worn und der Herr General hat mir die Medaille geben und auf die Achsel klopft und gesagt, das haben Sie gut gemacht! — Sag ich darauf: gel, dös spannst!? — Wie ma halt so red't, is mir halt so rausgerutscht," bemerkt der grobe Mayer entschuldigend, „net wahr, wenn man das gewohnt is, im Frieden mit ein paar hundert grobe Zimmerleut . . ."

Braver, ehrlicher Grobian, dem General wird die Geschichte heute noch Spaß machen. Ganz sicher hat er sie an seine Frau geschrieben.

— Es ist eine traurige Tatsache, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen überhaupt und der Deutschen insbesondere stets von Herzen bereit ist, den über den Schwarm emporragenden Mitmenschen und Landsleuten „eins anzuhängen". Dies liegt so sehr in der Natur des ungebildeten und des gebildeten Pöbels, daß man sich nicht weiter dabei und darüber aufzuhalten braucht.